

## **Die regelmässige Wiederkehr anthropologischer Irrtümer**

### Menschenbilder der Ökonomik und der Hirnforschung

Manfred Moldaschl

erschieden in:

Heinrich Schmidinger (Hrsg.): Innovation Kunst Technik. Der Mensch -  
ein kreatives Wesen? (Reihe Topologien des Menschlichen, Band V):  
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007, S. 97-123

Januar 2007

## 1 Der Mensch soll frei werden, nicht bloß der Markt

Als Überschrift zur Einleitung dieses Beitrags habe ich eine Forderung des St. Galler Betriebswirtschaftlers und Wirtschaftsethikers Peter Ulrich gewählt. Ich hoffe, der Betriebswirtschaftslehre als einer meiner Professionen nicht zu nahe zu treten, wenn ich eine solche Aussage aus ihrem Kreis als außergewöhnlich bezeichne. Konstituiert sich doch die Wirtschaftswissenschaft um die Prämisse, der Mensch sei und werde frei durch den Markt; und die BWL daneben um die Prämisse, sie habe Wissen zur erfolgreichen Führung von Unternehmen auf freien Märkten zu generieren, wobei es alle Ressourcen, einschließlich des Menschen, effizient zu nutzen gelte. Der Mensch (damit ist jener unterhalb der Führungskraft gemeint) erscheint hier zwar immer öfter als „Erfolgsfaktor“, aber nicht unbedingt als eigenständiger Ausgangspunkt und normative Referenz des Denkens und Forschens.<sup>1</sup>

Was in der Öffentlichkeit und in den Wissenschaften als bedrohliche „Ökonomisierung“ aller Lebensbereiche empfunden und diskutiert wird, ist im wesentlichen die Befürchtung, der Maßstab des Wirtschaftens und der praktischen Vernunft insgesamt sei nicht der Mensch als Zweck, sondern nur (noch) als Mittel – im Sinne dieser Unterscheidung Kants. Es ist die Beobachtung oder Befürchtung, es gehe die Balance verloren, die nach Kant über den kategorischen Imperativ jeweils prozedural herzustellen ist. Im Fall einer rein wirtschaftsliberalen Argumentation ist eine Einschränkung menschlicher Freiheiten (etwa Ansprüche auf Arbeit, sauberes Wasser, ein Mindestmaß an Bildung und soziale Sicherheit, vgl. Marshall 1950), hinzunehmen, um die Märkte ggf. frei zu halten von Einschränkungen ihrer Funktion. Auf daß sie über den Mechanismus der unsichtbaren Hand letztendlich die Wohlfahrt aller steigern.

Einigen Gründen und Erscheinungen, aber auch den Deutungsmöglichkeiten dieser Ökonomisierung will ich hier nachgehen, mit Bezügen auf die Welt der Arbeit. Zunächst aber will ich gemäß dem Thema dieser Reihe auch die Frage diskutieren, wie Menschenbilder in diesem Prozeß genutzt und verändert werden, und gemäß dem Thema des vorliegenden Bandes, welche Vorstellungen von der Kreativität „des Menschen“ sich damit verbinden.

Bei der Diskussion anthropologischer Grundlagen wissenschaftlicher Diskurse und ihrer Ausstrahlungen auf das alltagsweltliche Denken kommt man allerdings um die aktuellen neurowissenschaftlichen Beiträge nicht herum. Sie erheben nichts weniger als den Anspruch eines Paradigmenwechsels, der den historischen „Irrtum“ eines autonomen, freien Menschen hinwegfegen würde. Daher will ich mit dieser Revision von Kants kopernikanische Wende zur Emanzipation

---

<sup>1</sup> Die Wirtschaftswissenschaft ging klassisch davon aus, daß das Wirtschaften aufzufassen sei als eine von unternehmerisch Handelnden vorgenommene Kombination der Produktionsfaktoren Boden, Kapital und Arbeit, wobei „Arbeit“ im Frühkapitalismus noch als Rohstoff wie Erz aufgefaßt wurde (bzw. bezogen auf die vorherrschende Form der Arbeitskraft, nämlich der Ungelernten, eher als heute als solcher aufgefaßt werden konnte). Der die deutsche BWL begründende Produktionsfaktoren-Ansatz von Gutenberg beruht auf diesem Modell, welches der verhaltenswissenschaftliche Managementtheoretiker Wolfgang Staehle (1975) einmal treffend das „Zwei-Klassen-Modell des Menschen“ genannt hat. Die eigentlichen menschlichen Subjekte, welche die Produktionsfaktoren rekombinieren, einschließlich der „Humanressourcen“, sind hier die Führungskräfte. Um so mehr allerdings sollte man jene Vertreter dieser Disziplin, die wie Peter Ulrich von einer humanistischen Prämisse ausgehen, nicht übersehen, wenn man über die Disziplin als Ganze urteilt oder wissenschaftliche Kooperationen sucht.

des Subjekts beginnen, mit diesem Fundamentalangriff auf das Menschenbild der Aufklärung, eines verantwortlichen Individuums, eines kreativen Subjekts. Aufzeigen werde ich dabei Parallelen zwischen den scheinbar so gegensätzlichen Menschenbildern des homo oeconomicus in den Wirtschaftswissenschaften sowie dem aktuellen homo automaticus der Neurowissenschaften. Jenseits der paradigmatischen Differenz zwischen einem jederzeit rational entscheidenden und einem von neurologischen Mechanismen determinierten Menschen gibt es, das mag überraschen, eine tiefer liegende paradigmatische Quelle der Gemeinsamkeiten. Sie sorgt für die *regelmäßige Wiederkehr derselben Irrtümer* in der Geschichte des Denkens und seiner nüchternen Nichten, den Wissenschaften.

## 2 Exkurs: Erkenntnismittel und Erkenntnisverhütungsmittel

Der Mensch ist der Urheber seiner Handlungen,  
so gut, wie er der Vater seiner Kinder ist.  
Aristoteles

Wenn ich hier von Paradigmen, Paradigmenwechseln und paradigmatischen Orientierungen spreche, so beziehe ich mich dabei auf Thomas Kuhn (1967) und seinen Vorgänger Ludwik Fleck (1935). Für die *unausgesprochenen* (impliziten) wahrnehmungs- und handlungsleitenden Orientierungen von Wissenschaftlern, die Fleck anhand medizinischer Forschergruppen beschrieb und als *Denkstile* bezeichnet hatte, prägte zwei Jahrzehnte später Kuhn den Begriff des *Paradigmas* (von grch. paradeigma: Muster, Beispiel). Auch wenn der Begriff mittlerweile bis in die Alltagssprache diffundiert ist und berechtigterweise auch Alltagsphänomene im Licht seiner Bedeutung beschrieben werden, so ist er doch für einen Band mit anthropologischem Gehalt so wichtig, daß wir ihn uns hier nochmals kurz ansehen sollten. Was sind die grundlegenden geistigen Koordinaten, *innerhalb* derer wir, wie es Heinrich Schmidinger in seiner Einleitung formulierte, „grundlegende Aussagen über den Menschen machen“?

Theorien bauen notwendigerweise auf einem *Hintergrundwissen* desjenigen auf, der die Theorie aufstellt oder benutzt. Es ist gewissermaßen der nährende Waldboden, auf dem die expliziten Theorien als verschiedene Bäume gedeihen – oder eben nicht. Ein Paradigma ist die meist unbewußte *generative Grammatik* der bewußten Formulierung theoretischer Annahmen. Die sozialwissenschaftlichen Technikforschung hat z.B. in den 1970er und 80er Jahren aufgezeigt, warum Ingenieure häufig Technik entwickeln, die für Nutzer wenig nützlich bis unbrauchbar ist. Sie beschrieben die typische Art, wie viele von ihnen die Welt sehen, als mechanistisches „*Weltbild*“ oder als technozentrisches „*Deutungsmuster*“. Man hat daraufhin versucht, Deutungsmuster, die man für realitätsangemessener, benutzerfreundlicher, demokratischer oder sonstwie für besser hielt, als „*Leitbilder*“ der Technikentwicklung in den Diskurs der Ingenieure, in ihre Ausbildung und ihre Verbände einzubringen, um die Auswahl von Alternativen der bewußten Entscheidung zugänglich zu machen. Man hat also versucht, sie aus dem Dunkel des Unbewußten, aus der Unzugänglichkeit des Hintergrundwissens zu lösen und in bewußte Theorie zu überführen (z.B. Brödner 1997).

Wissenschaft funktioniert nicht anders. Auch sie ist von Denkmustern durchzogen, durchwirkt, geprägt. Eines der grundlegendsten und bis in die 70er Jahre (mit Abstrichen bis heute) dominierende, ist das klassische naturwissenschaftliche Weltbild: eine Art ingenieursmäßiger Weltsicht, die der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstraß (1996) als „Leonardo-Welt“ und als „Baconisches Projekt“ etikettierte. Sie zeichnet sich durch ein auf der prinzipiellen Rationalitätsannahme basierendes Fortschrittsmodell aus: Die Welt besteht aus Gesetzmäßigkeiten;

der Wissenschaftler stellt Modelle über sie auf, prüft sie nach wissenschaftlich rationalen Kriterien (weshalb Wissenschaft gewissermaßen als inkarnierte Rationalitätsinstanz der Gesellschaft gelten durfte); und er verwirft sie, wenn die Beobachtungen den abgeleiteten Vorhersagen widersprechen.

Jeder, der in der Wissenschaft tätig ist, kennt vieltausendfach widerlegte Theorien, die sich gleichwohl großer Verbreitung und immer neuer Forschungsfördermittel erfreuen. Wie wirklichkeitsfremd dieses von Popper modifizierte Denkmuster des Positivismus ist, hatte mit besonderer Überzeugungskraft eben der Wissenschaftshistoriker Thomas Kuhn (1967) analysiert. Auch in diesem Fall freilich, ohne es aus der Mehrheit der Wissenschaftlerköpfe verdrängen zu können. Er beschrieb, wie sich bestimmte Gruppen von Wissenschaftlern bzw. Theorierichtungen mit allen Mitteln gegen die empirische „Falsifikation“ stellten, d.h. wie sie sich gegenüber Beobachtungen bzw. Erfahrungen immunisierten, die ihre theoretischen Annahmen hätten in Frage stellen können. Ihr *Paradigma*, so bezeichnete er das System ihrer Hintergrundannahmen, erlaube ihnen nicht, Erfahrungen unvoreingenommen und allein nach Maßgabe rationaler Kriterien zu bewerten. Das Fortschrittsmodell zunehmender Wissensakkumulation und Welterkenntnis ersetzte Kuhn daher durch ein soziologisches Modell, wonach bestimmte *scientific communities* und ihre Paradigmen in der Regel nicht deshalb abgelöst werden, weil sie unrecht hatten, sondern weil sie physisch aussterben (das Paradigma als gewissermaßen nur biologisch abbaubare Meinung), oder weil andere communities sozial erfolgreichere Strategien anwenden. Kuhns Wissenschaftstheorie basiert auf den bahnbrechenden Arbeiten des schon genannten ungarischen Mediziners Ludwik Fleck (1935/1994) und seiner Lehre vom *Denkstil* und Denkkollektiv.

Was Fleck und Kuhn mit ihren Zentralbegriffen beschreiben, sind Grenzen, ja systematische Behinderungen der Erkenntnis, die in den sozialen Kontextbedingungen kollektiver Wissens- und Identitätsproduktion wurzeln. Ich benutze dafür gerne den Begriff *Erfahrungsresistenz*. Sie beschreiben soziale und psychische Mechanismen, die den Lernmechanismus kanalisieren oder stillstellen. Ein Denkstil ist der empirischen Prüfung, Reflexion und Begründung weitgehend entzogen, eben *weil* er nicht genuin rationaler Art ist, also im Regelfall nicht auf expliziter Entscheidung beruht. Stets kann der Handelnde seine impliziten Grundannahmen durch Verweis auf noch unbekannte Sondereinflüsse und störende Randbedingungen (*ceteris paribus*) verteidigen. Das kennen wir im Alltag als „Vorurteil“. Der Deutsche oder Österreicher, der „die Türken“ in welcher Hinsicht auch immer als „minderwertige“ Menschen sieht, wird davon in der Regel nicht Abstand nehmen, wenn er seinen Kollegen Ahmet oder Mural als „prima Kerl“ kennt. Die sind eben „Ausnahmen“, und solche – eine der dämlichsten bekannten Alltagsweisheiten – „bestätigen die Regel“.

Natürlich handelt es sich hier um eine Dialektik. Man kann nicht ohne Voraussetzungen denken. Was auf der einen Seite notwendiges Werkzeug der Erkenntnis ist – nämlich ein Boden der nicht selbst stets in Frage stehenden Gewißheiten, birgt zugleich die Grenzen der Erkenntnis. *In jedem Erkenntnismittel steckt ein Erkenntnisverhütungsmittel*. Der radikale Konstruktivismus als Erkenntnistheorie leitet daraus den Solipsismus ab, die Folgerung, über die Welt könne jenseits individueller Wirklichkeitskonstruktion nichts ausgesagt werden.<sup>2</sup> Das Dilemma ist zwar unauflöslich, man kann aber mehr oder weniger intelligent damit umgehen. Doch das Wie wäre nun wirklich eine andere Frage.

---

<sup>2</sup> Vgl. als wunderbare Auseinandersetzung damit Nüse, Groeben u.a. (1991), aber auch die beeindruckend reflexive Rezension durch Ernst von Glasersfeld (1993).

Die *Interdisziplinarität*, auf die Heinrich Schmidinger mit dem Programm dieser Buchreihe so verdienstvoll und erfrischend setzt, ist dafür leider kein Garant. Denn gerade die Menschenbilder bzw. die anthropologischen Paradigmen sind disziplinübergreifend. Es hilft nichts, z.B. einem neoklassischen Ökonomen einen kognitiven Psychologen oder einen Soziologen gegenüberzustellen, wenn diese ebenfalls vom Paradigma des Rational Choice ausgehen. Oder einen Neorwissenschaftler einen Psychoanalytiker, soweit dieser ebenfalls an die biologische Determination menschlicher Entwicklung glaubt. Allenfalls steigert Interdisziplinarität die Wahrscheinlichkeit, daß sich in Gestalt der Vertreter von pluralistischeren Disziplinen, als es die Wirtschaftswissenschaften oder die Psychologie derzeit sind, eben auch andere paradigmatische Orientierungen in den Diskurs mischen. Insofern würde ich auch das Bewährungskriterium des Dialogs weniger anspruchsvoll definieren als Heinrich Schmidinger, der im „Gelingen oder Nicht-Gelingen einer fächerübergreifenden Verständigung über den Menschen die Nagelprobe für die Berechtigung eines interdisziplinären Forums“ sieht. Ich wäre schon zufrieden, wenn die paradigmatischen Prämissen und Differenzen (natürlich gerne auch die Gemeinsamkeiten) dabei deutlicher herauskämen.

Sehen wir uns also einige der geistigen Prämissen und Koordinaten in zwei der genannten Wissenschaften, der des Gehirns und jener der Wirtschaft, etwas näher an.

### 3 Prognosekonstanten und biologischer Antihumanismus

Wie so oft werden mit dem Entstehen neuer technischer Mittel  
die alten Irrtümer wiedergeboren.  
Walter Volpert

Eine Art dieser Erfahrungsresistenzen finden wir auch in Gestalt der *Prognosekonstanten*, die offenbar eine Reihe von Technologiefeldern bzw. das Ankündigungsverhalten der Wissenschaftler in diesen Feldern kennzeichnen. Ungeachtet des wissenschaftlichen Fortschritts sowie vor allem der Fehlschläge bleiben in einigen wohlbekanntem Fällen die Vorhersagen, wann mit anwendbarer und vermarktbarer Technik zu rechnen sei, frappierend konstant. Im Fall der Fusionsforschung sind es etwa 40 Jahre. War es in den 1960er Jahren noch die Jahrtausendwende, zu der die Gesellschaft auf einen Return auf die von ihr bereitgestellten Forschungs-Investments hoffen durfte, so rechnet man heute etwa ab 2050 mit demselben. In der Krebsforschung sind es jeweils 20 Jahre, innerhalb derer das generierte Wissen einen Sieg über den Krebs ermöglichen soll. Und im Forschungsfeld der Künstlichen Intelligenz haben wir es – dem schnelleren Technologieumschlag in der Computertechnologie entsprechend – mit einer 10-Jahres-Konstante zu tun. Seit den 1950er Jahren, als Newell und Simon einen „General Problem Solver“ entwickelt hatten, verspricht die KI-Forschung, in spätestens zehn Jahren wesentliche Teile menschlicher Expertise verstanden zu haben und reproduzieren zu können; von der Robotik über die Sprachübersetzung bis hin zur Diagnose und Therapie von Krankheiten.<sup>3</sup>

Die Analysen der Kritiker, bezogen auf die KI etwa die des Informatikers Joseph Weizenbaum oder des Philosophen Hubert Dreyfus, muß ich hier nicht wiedergeben, um ihnen im Kern ihrer Analyse auch mit Blick auf die anderen Technologiefelder zuzustimmen. Neben dem durchaus rational begründbaren *Interesse* der jeweiligen Forscher, ihre Fördermittelgeber bei Laune zu

---

<sup>3</sup> In einer offenbar maschinell übersetzten mehrsprachigen Speisekarte eines Brüsseler Restaurants las ich kürzlich mit einigem, wenngleich nicht lukullischem Vergnügen, wie die *rondelles d'oignon*, die Zwiebelringe, vermutlich über den englischen Zwischenschritt *onion rings* zur deutschen Wunderspeise der Kommunikationsgesellschaft wurden: „Zwiebel ruft an“.

halten, notfalls über den Umweg einer staunenden Öffentlichkeit, *glauben* die meisten Forscher trotz gewisser Abstriche durchaus, das Versprochene erreichen zu können. Denn wer „paradigmatisch“ davon überzeugt ist, die Welt sei eine algorithmisch beschreibbare Maschine und das Hirn eine verkleinerte Ausgabe davon, der wird eher glauben, daß in seinem Algorithmus „nur noch“ eine kleine Variable fehle, als in Erwägung zu ziehen, sein ganzes Modell der Wirklichkeit könnte falsch sein. Ebenso haben streng Marktgläubige aus der Beobachtung, daß sich Lohnsenkungen und die Deregulierung sozialer Sicherung in Deutschland über eine Dekade hinweg nicht in größeren Wachstumsraten niedergeschlagen haben, nicht etwa gefolgert, ihre Theorie könnte falsch sein, sondern vielmehr, daß man sie nicht radikal genug angewandt habe.

Natürlich lassen sich in der Wissenschaft auch dynamischere Beispiele für Lernen und Lernfähigkeit ausmachen. Etwa in der Meteorologie bzw. der Atmosphärenphysik. Vor 50 Jahren noch dem mechanistischen Weltbild anhängend und in diesem geblendet von den Möglichkeiten des wenig zuvor erfundenen Computers, glaubte sie noch an die langfristige Berechenbarkeit des Wetters mit Hilfe der Modellierung und einer sie umsetzenden Rechenkapazität. Mit dem ungeheuren, exponentiellen Wachstum der Rechenleistung in den folgenden 50 Jahren allerdings schrumpfte der Prognosehorizont umgekehrt proportional: *vom Jahresplan zum Dreitagebart*. Diese Verkürzung beruht freilich nicht in erster Linie auf einer von andauernden Enttäuschungen ausgehenden zunehmenden Bescheidenheit im mechanistischen Paradigma, sondern auf einem *reflexiven Lernprozeß*, in dem das mechanistische von einem evolutionären Paradigma, und das kybernetische von der neueren Systemtheorie abgelöst wurde.

Ein Moment, welches das alte Denken („mehr vom Gleichen“) zwar nicht begründet, aber immer wieder rettet und neu motorisiert, sind jeweils neue technische Möglichkeiten (mehr Rechenleistung, höhere Feldstärken im Fusionstor, genauere Analysierbarkeit der Krebsgene, etc.). Was diesem Beitrag den Untertitel gab, hat Walter Volpert in Fortführung seiner Kritik an der Computermetapher des Geistes in aktuellen Erwartungen an neue Bildungstechnologien ausgemacht:

„Im Bereich beruflicher Aus- und Weiterbildung ... werden mit dem Entstehen neuer technischer Mittel die alten Irrtümer wiedergeboren. So geht es uns heute mit allen möglichen Vorstellungen vom computergeleiteten oder multimedialen Lernen, denen die Annahme zugrunde liegt, explizit gemachte und verbal oder bildlich vermittelte Handlungsanleitungen führten nach dem Modell des Nürnberger Trichters oder auf andere wundersame Weise zum Können (Volpert 2006: 175).

### *Der Neurowissenschaftler Gerhard Roth beim Gesellschaft schützen*

Und nun die Neurowissenschaften (Neurophysiologie, -biologie, -psychologie). Die neue Technologie, auf deren Potential sich hier der alte, nun systemisch-evolutionär aufgehübschte Biologismus zu Wort meldet, ist die der Potentialmessung von Hirnströmen mittels Computertomografie (Positronenemissionstomographie und Magnetresonanztomographie). Sie mißt den Energiebedarf von Hirnregionen - um Klassen genauer als die alte Elektroenzephalographie von außen. Anhand tomografischer Messungen haben nun Neurophysiologen vor einigen Jahren festgestellt, daß sich Ausschläge in den Neupotentialen bereits einige Millisekunden vor der Ausführung einer Handlung zeigen.<sup>4</sup> Und daraus schließen sie, „der Mensch“ tue nur, was die Neuronen vorher schon festgelegt haben. Und erst nachträglich schreibe er seinem Tun eine „freie“ Ent-

---

<sup>4</sup> Den Startpunkt der Debatte bildeten die Experimente von Libet u.a. (1982). Ihre Probanden sollten eine Hand bewegen und sich anhand einer Uhr den Zeitpunkt merken, an dem sie sich zur Bewegung entschlossen. Das gemessene Bereitschaftspotential im Gehirn der Probanden ging der Bewegung 550 ms voraus, dem bewußt wahrgenommenen Bewegungswunsch um 350 ms.

scheidung zu. Der Direktor des Instituts für Hirnforschung der Universität Bremen, Gerhard Roth, erklärt dazu, daß das

“Gefühl des Willensentschlusses nicht die eigentliche Ursache für eine Handlung [ist], sondern eine Begleitempfindung, die auftritt, nachdem corticale Prozesse begonnen haben.... Die Autonomie des menschlichen Handelns ist nicht im subjektiv empfundenen Willensakt begründet, sondern in der Fähigkeit des Gehirns, aus innerem Antrieb Handlungen durchzuführen.” (Roth 2002: 309f)

Der Mensch tut nicht, was er will, sondern meint zu wollen, was er tut. Er glaubt nur, er hätte was entschieden, dabei war's sein Gehirn. Er glaubt nur, er wolle gehen, dabei gehen seine Beine mit ihm. Nicht ich bohre in meiner Nase, sondern das Hirn in seiner. Das Hirn ist der Herr im Haus, nicht der Mensch, nicht das Subjekt. Lassen wir einmal völlig die Frage außer acht, warum man die Zeigerausschläge und Farbfelder überhaupt so interpretieren muß, also die Frage, welche sonstigen Kausalzusammenhänge oder Wechselwirkungen zwischen beobachteten Handlungen und gemessenen Hirnströmen bestehen könnten; und die Frage, welche inneren Antriebe das Gehirn haben mag und welche der Mensch; ferner, welche der parallelen geistigen und motorischen Aktivitäten man den beobachteten Hirnströmen zuschreibt, sowie alle anderen Fragen, die eine solche Interpretation aufwirft. Fragen wir lieber, warum die Beobachter das Beobachtete so interpretieren müssen, also welcher „Denkstil“ sie leitet.

Die „alte“ Idee der Willensfreiheit und des „Bewußtseins“ wissenschaftlich als Metaphysik zu widerlegen, ist das Bestreben von Hirnforschern wie Roth.<sup>5</sup> Damit wird zugleich die Idee eines *verantwortlichen und eines kreativen Subjekts* verabschiedet. Mehr noch: Vertreter dieser Zunft glauben, nun oder in Kürze Menschen nach ihren Anlagen im weitesten Sinne vermessen zu können, und anhand genetischer oder - wie hier - neuronaler Mustern in gute und schlechte Menschen sortieren zu können. Erschütternde Auskunft über die Hirnströme Roths und die Konsequenzen, die aus seiner Position folgen, gibt ein Fernsehinterview, welches er am 26.10.2006<sup>6</sup> gab. Dort verwundert er sich sehr über die eine ihm dazu gestellte Frage:

„Was kann man dagegen haben, wenn man eine Person wegsperren will, die zwar nichts angestellt, nach genetischen oder neurologischen Tests aber Anlagen zum kriminellen Verhalten hat?“

Auch wenn biometrische Messung heute nicht mehr an Schädel- oder Nasenform ansetzt und den Feind somit nicht mehr automatisch in der anderen (abweichenden) Rasse sieht, so feiert doch hier die Neophrenologie fröhliche Gall-Kretschmer-Urständ. Den Feind, der sich im eigenen Volke versteckt, kann man nun in diesem ausmachen und ihn vorbeugend seiner Freiheit berauben (die ohnehin nur eingebildet ist). Man entfernt die Gefährlichen – die Welt wird sicher. Statt hier nun die genannten Vorgänger aufzurufen, oder den aktuellen Gewährsmann George W. Bush, gebe ich hier ein Gedicht von Erich Fried von 1968 wieder, welches die alten Positionen punktgenau operationalisiert:

Die Faulen werden geschlachtet,  
die Welt wird fleißig.  
Die Hässlichen werden geschlachtet,  
die Welt wird schön.  
Die Narren werden geschlachtet,

---

<sup>5</sup> Jener Gerhard Roth, der u.a. seit seinen Beiträgen in Siegfried J. Schmidts Band zum radikalen Konstruktivismus von 1987 dieser Epistemologie zugerechnet wird. Dort und in weiteren Texten (z.B. 1996, 2001) erklärt er auch, daß sich die Hirnforschung eben nicht mehr der „technomorphen“ Computermetapher bediene, um die Arbeitsweise des Gehirns zu modellieren, sondern im Anschluß an einen Paradigmenwechsel der Theorie der Autopoiesis, als Ausdrucksform eines biologischen Weltbildes. Schwer vorstellbar, daß es derselbe Gerhard Roth ist, der 1972 über Gramscis Philosophie der Praxis promovierte (ich empfehle die Lektüre).

<sup>6</sup> im Sender 3Sat, wenn ich mich recht entsinne

die Welt wird weise.  
Die Kranken werden geschlachtet,  
die Welt wird gesund.  
Die Traurigen werden geschlachtet,  
die Welt wird lustig.  
Die Alten werden geschlachtet,  
die Welt wird jung.  
Die Feinde werden geschlachtet,  
die Welt wird freundlich.  
Die Bösen werden geschlachtet,  
die Welt wird gut.

Nicht weniger erschütternd ist das Echo, das solche Forschungen und Folgerungen in der Öffentlichkeit hervorrufen, wo der Biologismus ohnehin wieder allenthalben hoffähig wird. Eine kurze Zusammenstellung aus meiner Sammlung entsprechender Medienmeldungen:

„Ein kanadischer Wissenschaftler hat herausgefunden, daß Religion nur eine elektrochemische Aktivität in bestimmten Bereichen des Frontallappens ist.“<sup>7</sup> „Londoner Forscher haben herausgefunden, wo im Hirn die Liebe sitzt.“ „Treue ist nur Biochemie, haben Forscher in Tierexperimenten herausgefunden. Die Genforscher fanden: bei einigen Arten bestimmt ein Gen, bei welchen Unterarten die Paare zusammenbleiben oder nicht.“ „Das Gottes-Gen. Der amerikanische Molekularbiologe Dean Hamer, Chef einer Genforschungsabteilung im National Cancer Institute, behauptet, die Fähigkeit zum religiösen Glauben sei in den Genen verortet und damit erblich.“ „Man hat herausgefunden, daß bei Gefühlen der Liebe, des Vertrauens (zwischen Erwachsenen, Erwachsenen und Kindern) höhere Oxytocin-Spiegel [ein Hormon] im Blut sind.“

Vertrauen, so die Folgerung, ist daher ebenso wenig ein Gefühl wie Liebe, sondern reine Chemie. Die Werbeindustrie versucht das zu nutzen, indem sie in Verkaufsräumen Duftspendern Oxytocin beisetzt. Das gibt es jetzt auch – für jederfrau und jedermann käuflich zu erwerben - als Spray.<sup>8</sup> Vor solchen Tonterias schützt auch ein Nobelpreis nicht. „Man is nothing but Chemistry“, hatte schon Nobelpreisträger James Watson erklärt. Seine Nachfolger versuchen nun, jede Lebensäußerung topologisch auf der Gensequenz zu lokalisieren – und sich das, wenn möglich, patentieren zu lassen. Aber zur Ökonomisierung kommen wir noch.

Zurück zu Roth und dem Echo. Dieser *biologische Anti-Humanismus*, der das Menschenbild sowie die Rechtsauffassung der zivilisierten Welt aufs Grundlegendste angreift, ist kein Einzelfall. Er stößt zwar auf Kritik (z.B. Detel 2004; Habermas 2004; Kuhlmann 2004, Velden 2005), wird aber weit mehr noch mit hohen Auflagen quittiert, mit Stellen prämiert und mit Preisen überhäuft. Wie im Falle des Hirnforschers Wolf Singer.

#### *Der Hirnforscher Wolf Singer, von seinen Hirnströmen zum Interview gezwungen*

Singer, kein geringerer als der Direktor des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung in Frankfurt, ist unter anderem auch Mitglied im wissenschaftlichen Beratergremium des Papstes. Auch gegen seinen Antihumanismus gibt es weniger Widerstand als gegen seine grausamen Tierversuche. Aus seinen in allen Medien verbreiteten Botschaften will ich hier einige bezeichnende Ausschnitte wiedergeben. In einem mit seinem Credo „Der freie Wille ist nur ein gutes Gefühl“ betitelten Interview der Süddeutschen Zeitung vom 25.04.2006 erklärt Singer:

---

<sup>7</sup> In der ZEIT wurde das erfrischend trocken kommentiert: „Neurobiologen schieben betende Nonnen in den Kernspintomografen“. Und können dabei Gott beim Entstehen im Nonnenhirn zuschauen, ließe sich ergänzen.

<sup>8</sup> Ob es neben dem Liebes- und *Vertrauensspray* auch schon Commitmentspray gibt, oder *Loyalitätsslotion*, oder *Zuneigungscreme*, ist bislang nicht bekannt geworden. Ob ferner für die angebliche Servicewüste Deutschland womöglich ein fehlendes oder rezessiv ausgeprägtes *Unterwürfigkeitsgen* verantwortlich ist, weiß die Forschung auch noch nicht. Aber dagegen spräche ja eine historische Erfahrung.



Dass wir komplexe logische Konstrukte höherer Ordnung aufbauen und zu Abwägungen heranziehen können, ist auch eine Kulturleistung. Wir haben jedoch kein Gefühl für die deterministischen neuronalen Prozesse, die all diesen Leistungen zugrundeliegen, und wir haben keinen Einblick in die unüberschaubar vielen Determinanten. Dies führt dazu, dass wir anderen und uns selbst zuschreiben, autonome, selbstbestimmte, zu jeder Zeit frei handelnde Individuen zu sein. (...) Für Entscheidungen, die durch Abwägen erzielt werden, müssen Argumente zur Verfügung stehen. Man kann aber nicht bewusst Beliebiges aus seinen Speichern holen – sogar wenn es dort liegt. Was von dem vielen Gewussten jeweils ins Bewusstsein kommt, hängt von vielen unbewussten Motiven ab. Es ist unwahrscheinlich, dass etwa einem Menschen mit starker Triebstruktur im entscheidenden Augenblick die Argumente einfallen, die ihn hindern zu tun, was er aufgrund seiner Triebstruktur tun möchte. (...)

*sueddeutsche.de*: Aber kann man nun sagen, ich hätte als geistig gesunder Mensch in diesem Augenblick entscheiden können, anders zu handeln? *Singer*: Wahrscheinlich nicht. Alle diese Vorgaben legen fest, was von einem bestimmten Zustand aus als nächstes im Gehirn geschieht. Dass einige dieser Faktoren ins Bewusstsein dringen und wir unsere Entscheidungen als frei gewählt wahrnehmen, bedeutet nicht, dass die neuronalen Prozesse keinem deterministischen Mechanismus gehorchen. (...)

*sueddeutsche.de*: Philosophen und Strafrechtler werfen Ihnen vor, dass Sie ein Menschenbild propagieren, demzufolge sich niemand mehr für seine Taten zu verantworten hätte. *Singer*: Das ist ja völlig unsinnig. Auch wenn man unterstellt, dass es keinen freien Willen gibt, bleibt die Person als Verursacher für ihre Taten verantwortlich. Und so wird man weiterhin Straftäter zur Rechenschaft ziehen und versuchen, sie durch Erziehungsmaßnahmen und Strafandrohung dazu zu bringen, sich nicht mehr so zu verhalten. Und wenn sie zu gefährlich sind, werden wir sie weiterhin ihrer Freiheit berauben, um uns vor ihnen zu schützen. Aber ich denke, wir werden etwas nachsichtiger werden und in vielen Verbrechern das Opfer einer ungünstigen Konstellation von Genen, Entwicklungsfehlern, frühen Prägungen und so weiter sehen.“

Schon im Klappentext seines Buchs „Ein neues Menschenbild?“ (2003) zementiert Singer: „Die Annahme, wir seien voll verantwortlich für das, was wir tun, weil wir es ja auch hätten anders machen können, ist aus neurobiologischer Perspektive nicht haltbar.“ Sekundiert von Gerhard Roth: „Willensfreiheit ist eine Täuschung und deshalb *muß unser Begriff der persönlichen Schuld im Strafrecht wegfallen*“ (zit. nach Maier u.a. 2005: 545, Hervorh. MM). Aber auch wenn die Person (den Begriff dürfte es im Wortschatz dieser scientific community nicht geben)<sup>9</sup> *nicht anders* kann, als eine Straftat zu begehen, weil ihr grade „nicht einfällt“, daß man das nicht darf, so muß sie natürlich bestraft werden. Und weil sie nicht anders *kann*, muß man sie möglichst lange wegsperren, um die Gesellschaft der Guten zu schützen.<sup>10</sup>

Singer vertritt keinen genetischen Determinismus, sondern eine Art soziobiologischen, wenn er die Wechselwirkungen zwischen Anlagen und Umwelt hervorhebt. Daß aber jedes Verhalten durch Prägungen aller Art *determiniert* sei, steht für ihn fest (vgl. Singer 2004). Das ist weit entfernt von irgendeiner Synthese des ethologischen Menschenbildes mit dem des homo sociologicus. Denn anders, als dieser Begriff meist gebraucht wird, hat ihn sein Urheber Ralf Dahrendorf (1965) nicht eingeführt, um damit die soziale Determination des Menschen zu behaupten und

---

<sup>9</sup> Zumindest in unserem Kantischen Verständnis: „die Person ist dasjenige Subjekt, dessen Handlungen einer Zurechnung fähig sind.“ (Kant 1995: 26).

<sup>10</sup> Insofern kann es der Hirnforschung zufolge auch keine Unterscheidung von Schuldfähigkeit geben, etwa im Begriff der „verminderten Schuldfähigkeit“ durch psychische oder somatische Störungen. Aus ihrer Sicht ist z.B. jedes Gewaltverbrechen „krank“ oder „abnormal“. Vielmehr folgt aus ihr eine reine *Konsequenzethik*: Nicht der Vorsatz und nicht der Grad der Verletzung des Rechts, sondern nur das Ausmaß der Konsequenzen bestimmt das Strafmaß. Im Grunde müßte es d(ies)er Hirnforschung zufolge genügen, das Hirn einzusperren (oder gar seine Botenstoffe), falls man es nicht reparieren kann. Da es derzeit ist es aber noch nicht möglich ist, das Hirn ohne bleibende Schäden von seinem Träger zu trennen, muß die gesamte Hardware einsitzen. Auch dürfte es Philosophie mit wissenschaftlichem Anspruch nur noch als Neurophilosophie geben. Aber im Neurotischen Feld hätte sie ja neben den richtigen Neurowissenschaften keinen Platz.

ihm die Willensfreiheit auf diesem Wege abzusprechen. Vielmehr ging es ihm um eine Analytik der divergierenden sozialen Normen und Rollenerwartungen, denen sich das Individuum in modernen Gesellschaften gegenüber sieht, und an deren Schnittpunkt es sie mehr oder weniger autonom balancieren muß.

Daß der biologische Antihumanismus völlig ohne die die Kategorie der Institutionen oder wenigstens einer schemenhaften Idee davon auskommen muß, zeigen Äußerungen wie die folgende Singers in einem Interview der Zeit, in dem er mit folgendem Argument gegen das Regieren plädiert:

„Es kann ja der Lenker nicht viel schlauer sein als die Gelenkten. Er verfügt über das gleiche Gehirn, dessen informationsverarbeitende Kapazität beschränkt ist“ (DIE ZEIT Nr.11, 10.03.2005: 3)

Regiert wird also nicht von organisierten professionellen Gemeinschaften in historisch entfaltenen Institutionen, sondern von einzelnen Gehirnen. Von dieser Art ist auch sein Verständnis der Psychologie, die er bezeichnet als „diejenige Wissenschaft, die sich mit den Phänomenen befasst, die das Gehirn hervorbringt“ (in Singer, Prinz 2005). Gegen ein solches radikal reduktionistisches, individualistisches und kognitivistisches Verständnis von Psychologie, die eng mit einem ahistorischen Menschenbild verbunden ist, hatte einst der „Ökologische Ansatz“ der Psychologie programmatisch formuliert: „Don't look what's inside your head, but what your head is inside of“ (Shaw et al. 1982).

Man darf sich wundern, daß die Hirnweltler dem Menschen zutrauen, sich absichtlich mit so aufwendigen Deutungen der demütigenden ‚Wahrheit‘ zu entziehen, von einem seiner Organe ferngesteuert zu werden. Daß sich das Ich so kunstvoll die Einsicht ersparen soll, „nicht der stolze Souverän seines Willens zu sein, sondern bloß der artige Diener am Königshof der Synapsen“, wie es Thomas Assheuer (2005) formulierte. Das Ich, das Subjekt scheint primär da zu sein, um über das, was das Hirn tut, den Rest des Körpers zu täuschen. Wenn Neurowissenschaftler von ihren Synapsen gezwungen werden, Entscheidungen wie die Zusage oder Ablehnung eines Interviews zu treffen, dann wissen sie, daß nur ihr eitles Ich das „Wollen“ im Nachhinein hinzufügt. Immerhin ist Kreativität in ihrer Anthropologie nicht ganz ausgeschlossen. Die Funktion des Hirns beruhe zwar auf „einfachen Mechanismen“, aber die Verschaltung sei so komplex, daß dabei Unvorhergesehenes geschehen könne (Emergenz; vgl. Singer 2004). Kreativ ist dann zwar nicht das Subjekt, aber wenigstens sein Hirn: insoweit es voll damit beschäftigt ist, die Wirklichkeit zu erfinden.

Schließen wir diesen Punkt ab mit einer Folgerung von (wenn wir es hier schon mit Nobelpreisträgern haben) Max Planck, aus seiner Göttinger Abschiedsvorlesung 1946, zur alten Debatte der Willensfreiheit. In der historisch begründeten Gewißheit, daß nicht nur die alten Irrtümer, sondern auch alte Erkenntnisse wiederkehren:

„Zusammenfassend können wir also sagen: Von außen betrachtet ist der Wille kausal determiniert, von innen betrachtet ist der Wille frei. Mit der Feststellung dieses Sachverhalts erledigt sich das Problem der Willensfreiheit. Es ist nur dadurch entstanden, dass man nicht darauf geachtet hat, den Standpunkt der Betrachtung ausdrücklich festzulegen und einzuhalten. Wir haben hier ein Musterbeispiel für ein Scheinproblem“ (Planck 1958: 25f).

## 4 Ökonomischer Antihumanismus

Der Mensch ist ein mittelmäßiger Egoist. Selbst der Klügste  
nimmt seine Gewohnheiten wichtiger als seinen Vorteil.  
Friedrich Nietzsche

Eigentlich war ich gebeten worden, etwas zur Ökonomisierung des Lebens und des Selbst bzw. zu unserer Theorie der Subjektivierung zu schreiben. Aber statt hier zu wiederholen, was ich dazu andernorts geschrieben habe (z.B. Moldaschl 2002, 2003a,b; Moldaschl, Voß 2003), möchte ich die in diesem Band gegebene Gelegenheit nutzen, jenen anthropologischen Prämissen etwas näher nachzugehen, die sozialwissenschaftlicher Theoriebildung notwendig zugrunde liegen. Zum einen möchte ich jene wirtschaftswissenschaftlichen Prämisse skizzieren, die sich in den anderen Wissenschaften und der Öffentlichkeit immer weiter verbreitet, als Teil der „Ökonomisierung“. Zum anderen sind noch Parallelen aufzuzeigen zwischen der virtuellen Anthropologie der Wirtschaftswissenschaften und dem Menschenbild der Hirnweltler.

Wenn ich von *virtuellen Anthropologie* der Ökonomik spreche, so meine ich damit ihr *pro forma* Menschenbild, welches im Modus operiert: „Nehmen wir einmal an, der Mensch sei ein rationaler Egoist ...“. Das Modell des *homo oeconomicus* wird als Set von Quasi-Gesetzen menschlichen Tuns behandelt. Unterstellt wird (1) ein durchgängig *rationales* Entscheidungshandeln, wobei (2) der Mensch *stabile Präferenzen* hat, (3) die Maxime des Handelns stets die Maximierung des *eigenen Nutzens* ist, und (4) die Maximierung anhand des Erwartungs-Wert-Kalküls erfolgt (Aufwand im Verhältnis zum Ertrag mal Wahrscheinlichkeit). Kreativität wird in diesem Kontext selten thematisiert, hat im Modell aber durchaus Platz. Der Phänotyp dieses Modells wird jede Chance ergreifen und mitunter auch Chancen schaffen, die ihm eine Steigerung seiner Erträge erlauben. Der *homo oeconomicus* ist der – vollkommen untersozialisierte, leere - Prototyp des unternehmerischen Subjekts.

Von Antihumanismus spreche ich, weil diese Weltanschauung durch das Auge eines rationalen Opportunisten natürlich wesentlichen gemeinsamen Prämissen verschiedener Humanismen (hellenistischer, christlicher, Renaissance-, aufklärerischer, Humboldtscher, marxistischer, republikanisch-pragmatistischer) widerspricht. Nicht jenen der Willensfreiheit, der Selbstbestimmung und der Rationalität, wohl aber jenen des wertgeleiteten Handelns, des Mitgefühls, einer auf Einsicht beruhenden Bindung an eine universalistische Moral des menschlichen Zusammenlebens, und nicht zuletzt einer Befähigung zur Selbstkritik. Insofern kann man im Humanismus auch ein Gegenmodell zum *Beuteindividualismus* der „ökonomischen Weltsicht“ sehen.

Vertreter dieses Welt- und Menschenbildes betonen stets, daß es sich gerade nicht um eine ontologische Annahme handle, wie „der Mensch“ sei, denn dies wird in einen Bereich außerhalb des wissenschaftlich Beantwortbaren verwiesen. Mit diesem Set von Quasi-Gesetzen wird nun absolut jedes menschliche Handeln modelliert und „untersucht“, wie einer der Chicago Boys erklärt:

„Der ökonomische Ansatz (macht) keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen Entscheidungen, wie etwa Entscheidungen, bei denen es um Leben oder Tod geht im Gegensatz zur Wahl einer Kaffeesorte; er unterscheidet nicht grundsätzlich zwischen stark gefühlsbelasteten Entscheidungen und solchen mit geringer emotionaler Beteiligung, wie etwa der Wahl eines Partners oder der Entscheidung über die gewünschte Kinder-, zahl ... und ... über den Kauf von Anstrichfarbe auf der anderen Seite; er macht keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Entscheidungen von Personen mit verschiedenem Einkommen, verschiedener Erziehung oder familiärer Herkunft.“ (Becker 1982, 6f)

Fensterfarbe kaufen oder Kinder machen, ins Kino gehen oder in den Krieg ziehen, für Gary Becker alles *ein* Kalkül. Viele Ökonomen, besonders die behavioral erweiterten, sind daher der Ansicht, mit ihrer Methodologie erübrige sich jede weitere („besondere“) Sozialwissenschaft (z.B. Frey 1990).<sup>11</sup> In dem Maß aber, in dem in den realen Analysen verloren geht, daß letztlich alles, was die Komplexität menschlicher Motive und Handlungskontexte ausmacht, in die *ceteris paribus*-Bedingungen<sup>12</sup> verlegt und dort nicht wieder herausgeholt wird, wird die methodologische Unterstellung zur fixen Idee. Ein Set von Prämissen, der durchweg verwandt und mechanisch vorausgesetzt wird, geht *vom Methodologischen ins Ontologische* und tendenziell ins Ideologische über. Was würde man von einer kaufsüchtigen Dame halten, die – bereits total überschuldet – durch die Einkaufsparadiese zieht, stets mit dem Mantra auf den Lippen: Angenommen, ich hätte keine Schulden ...“, und dann entsprechend handelt?

In den vergangenen Jahren hat sich die Ökonomik ansatzweise aufgemacht, ihre virtuelle Anthropologie zu verwissenschaftlichen, d.h. Realitätsbeobachtungen in komplexeren Modellen aufzunehmen und sie experimentell zu überprüfen. Als experimentelle Ökonomik untersucht sie mit dem Methodenarsenal der Psychologie, was sie „Anomalien“ nennt: Abweichungen von den unterstellten Gesetzmäßigkeiten. Nach Nobelpreisen in Serie für die Chicago Boys wurde mit Reinhard Selten 1994 ein experimenteller Ökonom ausgezeichnet (allerdings nicht für seine Arbeiten zur beschränkten Rationalität, mit denen er bekannt geworden war). Mittlerweile rückte das frühere Feindwort *behavioral* (für die ‚unexakten‘, nicht-mathematischen Wirtschaftswissenschaften) zum Zauberwort auf, mit dem der Kern neoklassischen Denkens in jedem Segment der Ökonomik (z.B. „Behavioral Finance“) vor der Falsifikation gerettet wird. Ausnahmen bestätigen die Regel. Im Grunde kann man den ganze methodologischen Status dieser Prämissen als Modus der Immunisierung gegenüber möglicher Falsifikation ansehen. Denn „gesetzt-daß“-Annahmen sind nie wahr oder falsch, sondern nur mehr oder weniger nützlich.

Ein weiteres Falsifikations-Repellent ist der grenzenlos erweiterte Nutzenbegriff. Die unzähligen Alltagsbeobachtungen, wonach sich Menschen altruistisch verhalten, sich Gelegenheiten zum Gewinn auf Kosten anderer entgehen lassen, sich freiwillig an Werte oder soziale Normen halten, die ihren eigenen Nutzen mindern, selbst wenn sie andernfalls keine Sanktionen befürchten müssen, ja selbst ihr Leben für Andere riskieren oder lassen, all das hat man mit der Universalisierung der Nutzenfunktion „integriert“. Man schreibt eben jeder dieser Handlungen oder Verhaltensweisen einen individuellen Nutzen zu: Wer altruistisch ist, erwartet spätere Reziprozität oder zieht einen Nutzen für sein Selbstbild daraus. Wer andere nicht hereinlegt, will in den Himmel kommen oder seine soziale Anerkennung maximieren, und so fort. Popper würde darin vielleicht ein *geschlossenes System* sehen. Aber der kritische Rationalismus in seiner Fassung ist ja, wie Paul Feyerabend meinte, selbst eines.

---

<sup>11</sup> Das wird üblicherweise als *ökonomischer Imperialismus* bezeichnet. „Bei der ‚ökonomischen Sicht der Welt‘ wird der gleiche Ansatz auf die unterschiedlichsten Gebiete angewandt. ... Die Sozialwissenschaften teilen sich nicht mehr nach ihrem (dominanten) Anwendungsgebiet auf – insbesondere beschränkt sich die Wirtschaftswissenschaft nicht mehr auf den Bereich der Wirtschaft. Damit erfüllt sich das Streben nach einer Einheit der Sozialwissenschaft“ (Frey 1990: 15).

<sup>12</sup> Auch das ein methodologischer Kunstgriff (von lat.: im Übrigen mit allem anderen gleich): „Angenommen, alles andere bliebe gleich bzw. spielte keine Rolle ...“. Also nehmen wir einmal, die Fliehkraft spielte keine Rolle, dann kämen wir um so früher an, je schneller wir fahren. In bestimmten Grenzen ist das ja nicht falsch; und wenn man die Grenzen nur weit genug definiert (im Himmel oder in der anderen Abteilung ankommen), stimmt es immer.

Wo hat nun die neoklassische Ökonomik, deren allzeit (bzw. neu: weitgehend) rational entscheidendes, freies Marktsubjekt dem Menschenbild der Hirnweltler diametral entgegen steht, doch Überschneidungen mit ihm?

Sie liegen in der de-facto-Ontologisierung, der Idee eines Menschen „an sich“, einem von der Phylogenese so an die Neuzeit übergebenen Modell der Hominidenfamilie, bei dem sich seither nicht mehr viel tut. In der neoklassischen Ökonomik liegt diese Ontologie vor allem im ahistorischen Konzept der Präferenzen, das in neueren Ansätzen an die Stelle des Nutzens tritt, verbunden mit der Vorstellung, diese seien autonom und stabil oder könnten wenigstens so behandelt werden. Der homo oeconomicus ist ein nicht soziales Wesen, dessen Entwicklung sich allein in der Effizienz seiner Interessenverfolgung vollzieht. Die Entstehung Veränderung und Reflexion der ‚Bedürfnisse‘ bzw. der Präferenzen wird aus der Modellierung schlicht ausgeblendet, so der Volkswirtschaftler Reinhold Hedtke (2001: 104ff). Die Frage etwa, wann und warum Menschen nicht nur grenzenlos wachsende Konsumbedürfnisse entwickeln, sondern sich etwa an Umweltschutz, Solidarität, Gerechtigkeit oder Bescheidenheit orientieren können, und wie überhaupt sozialverträgliche Präferenzordnungen entstehen, interessiert erst gar nicht.<sup>13</sup> Auch fallen den Theoretikern der Rationalwahl innere Widersprüche in ihren Prämissen nicht auf, etwa willkürliche Grenzziehungen der ansonsten universellen Rationalitätsunterstellung. „Das standardökonomische Individuum ist nicht so frei, Knappheit durch Reflexion und Selbststeuerung reduzieren zu können“ (ebd.: 45). Daß die „Standardökonomik“, wie Hedtke sie nennt, zur herrschenden Lehre werden konnte, verdanke sie demnach auch nicht dem Realitätsgehalt ihrer Prämissen, sondern ihrer „legitimatorischen Kraft für das Gesellschaftssystem“ (ebd.: 10).

Eine andere Parallele liegt weniger auf der Ebene unmittelbarer anthropologischer Prämissen als auf jener der politischen Folgerungen. Der „schwache Liberalismus“ (Oswalt 1997) bzw. die „thin democracy“, wie der amerikanische Politologe und Demokratietheoretiker Benjamin Barber (1984/1994) die politische Theorie des freimarktschützenden Minimalstaates nennt, baut auf der Idee der Wohlfahrtseffekte individueller Nutzenmaximierung auf, die nicht durch politische Intervention „gestört“ werden darf. Sie baut auf einem halbierten, um seine Moralphilosophie amputierten Adam Smith auf.<sup>14</sup> Ähnlich wie andere Kritiker der (amerikanischen) Gegenwartsgesellschaft, etwa Sennett (1998) und Putnam (2000), die eine Erosion des „Sozialkapitals“ ausmachen, sieht Barber in der theoretischen und politischen Vereinzelung der Subjekte eine massive Gefährdung der Demokratie.

„Die liberale Demokratie konnte in der Geschichte ungeheuerere Erfolge verbuchen, aber sie hat auch zur Entstehung des Massenmenschen beigetragen: zur Entstehung von Individuen, die durch Ihre Privatsphäre und ihren Besitz definiert, aber unählig zur Selbstbestimmung sind, deren Emanzipation Rechten und Freiheiten geschuldet ist, und die dennoch nicht als moralisch autonome Personen handeln können, die von Ehrgeiz und Gier getrieben sind, aber von jenen Kräften, am Glück gehindert werden, die seine Verwirklichung ermöglichen sollten“ (ebd.: 70f). Und weiter, Tocqueville zitierend: „Der Despotismus kann sich seines Fortbestands nie sicherer sein als wenn es ihm gelingt, die Menschen voneinander abzusondern.“ (71)

---

<sup>13</sup> bzw. nur in Gestalt der Schaffung von Regeln als externen Sanktionsmechanismen im Sinne von Hobbes, z.B. bei Brennan und Buchanan (1993). Es gibt aber auch Vertreter des Rationalwahlparadigmas außerhalb der Ökonomik, die dem homo oeconomicus durchaus die prinzipielle Möglichkeit zugestehen, „tugendhaft“ zu sein (z.B. Baumann 1996).

<sup>14</sup> Barber unterscheidet drei Formen der „mageren Demokratie“ (ebd. 70ff) und damit drei Varianten des *Liberalismus*, die jeweils ihren Weg eigenen zwischen den Polen Anarchie und Despotie wählten: die *anarchistische*, die jede Art von Staatlichkeit und zentraler Regelsetzung ablehnt; die *realistische*, welche die Notwendigkeit einer Zentralgewalt anerkennt und sich in der repräsentativen Demokratie ausformt; und schließlich die *minimalistische*, die wohl am ehesten dem gängigen Verständnis von ‚neoliberal‘ entspricht. Alle treten auf mit einer „Rhetorik eines reinen Individualismus und absoluter Freiheit“ (ebd.: 80).

Wie im obigen Zitat von Singer zur Unmöglichkeit des Regierens (wofür er mitunter als „Neuro-Anarchist“ bezeichnet wird) erkennbar, treffen sich auch hier die politischen Folgerungen mit jenen der Marktanarchisten. Auch im Primat der Selektion (vgl. Kuhlmann 2004) vor dem der Förderung – nur eben in einen Fall durch Wettbewerb, im anderen durch Diagnostik. Auf diese Parallele hat auch Thomas Assheuer (2005) hingewiesen:

„Wie passt die unerbittliche Freiheitskritik der Hirnforscher in die politische Landschaft - zu den vollmundigen Freiheitsgesängen, die Politiker aller Parteien beim Abbau des Sozialstaates zuverlässig anstimmen? Wie passt sie zur Forderung nach Selbstverantwortung und Selbstsorge? Auf den ersten Blick verhält sich der Determinismus des Hirnforschers zum Freiheitslob des Politikers wie Tag zu Nacht, wie Feuer zu Wasser. Auf den zweiten Blick passt die neurobiologische Freiheitskritik möglicherweise gut zum Dauerappell des Politikers, der Einzelne möge den »Fürsorgestaat« vergessen. Mag es auch paradox klingen: Freiheit und Unfreiheit, Selbstbestimmung und Determinismus gehorchen gegensätzlichen Weltbildern und Diskursen. Sie sind sich spinnefeind - und ergänzen sich trotzdem. Denn das Scheitern in der äußeren Freiheit lässt sich durch Verweis auf die innere Unfreiheit ertragen.“

Das leitet uns nun über zur Ökonomisierung des Lebens, der Politik und des Selbst, die ich nur noch knapp skizzieren kann. Ganz verzichten muß ich auf die Frage der Alternativen. Welche Grundlagen eine von der Kritik der beiden Modellwelten ausgehende wissenschaftliche Anthropologie haben könnte, bzw. von welchem anthropologischen Standpunkt aus diese Kritik entwickelt wurde, kann ich hier nicht mehr entfalten. Nur einen Hinweis erlaube ich mir hier noch: Wenn ich die Menschenbilder der Hirnforschung und der Ökonomik (hier jeweils nicht alle Vertreter dieser Disziplinen subsumierend) als antihumanistisch bezeichnet hatte, so läge die Folgerung nahe, der *Humanismus* liefere diese Grundlage. Das ist meines Erachtens nicht der Fall. Nicht nur wegen seiner unhaltbaren Priorisierung menschlicher Zwecke auf einem begrenzten und von Mitlebewesen bevölkerten Planeten, sondern auch wegen seiner eigenen Ontologisierung (der gute Mensch). Für diese macht uns der ganz andere theoretische Antihumanismus Michel Foucaults sensibel, obgleich auch er keine Anthropologie anbietet, mit der Sozialforschung arbeiten könnte (vgl. dazu Moldaschl 2003a).

## 5 Ökonomismus, Ökonomisierung und der ‚Tod des Subjekts‘

Der Mensch ist ein Produkt, das sich auf dem Markt verkaufen lassen muß.  
Hans Dieter Meier (Direktor der Akademie für Werbung, München)

Zweifellos trägt die Verbreitung der „ökonomischen Sicht des Menschen“ (Frey 1990: 2), zu jenen Prozessen bei, die als „Ökonomisierung“ wahrgenommen und diskutiert, gefordert oder beklagt werden. Allerdings hat der Begriff unterschiedliche Bedeutungen.

(1) Zum einen die der schlichten *Rationalisierung*: Anwendung des altbekannten ökonomischen Minimax-Prinzips (Aufwandsminimierung bzw. Ertragsmaximierung). Dagegen kann niemand etwas haben. Die soziale Frage ist, wie „Ertrag“ bestimmt wird, welche Zielkriterien hier eingehen, und welche „externen Effekte“ der Rationalisierung berücksichtigt werden.

(2) Fundamentalere ist die Anwendung ökonomischer Kalküle und betriebswirtschaftlicher Methoden auf Bereiche des Lebens, die davon bislang weitgehend ausgenommen waren. Dies wird auch als *Vermarktlichung* bezeichnet (z.B. Moldaschl 1998; Prisching 2002) oder von Marx als reelle *Subsumtion*. Gemeint ist damit die Unterwerfung der Produktion und Reproduktion des Lebens unter Wettbewerbsbedingungen und das Verwertungsprinzip. Nicht-ökonomische Maßstäbe des Handelns (z.B. religiöse Verpflichtungen, Solidarprinzipien, Gerechtigkeit) werden durch ökonomische ergänzt oder ersetzt werden. So wird vertreten, Politiker müßten vor allem

gute Manager sein und den Staat wie ein Unternehmen im Standortwettbewerb der Nationen führen. Auch Unternehmen – Inseln der Planwirtschaft – zerlegen sich teils in Profit Center, die sich ihre Leistungen wechselseitig verrechnen und ggf. auch günstiger auf dem externen Markt beschaffen. Hier wird hierarchische Koordination tendenziell durch eine marktliche abgelöst. Und wenn Hochschulen nicht mehr Bildung als Gemeingut erzeugen sollen, wozu sie eine gesellschaftlich verhandelte Ressourcenzuweisung erhalten, sondern als betriebswirtschaftliche Einheiten auf Bildungsmärkten Deckungsbeiträge und Gewinn erzielen sollen, so ist auch diese „Liberalisierung“ (wer wird hier frei?) eine Ökonomisierung im zweiten Sinne.

(3) Schließlich finden wir die Ökonomisierung noch auf einer dritten, *ideellen* bzw. ideologischen, kognitiven und *diskursive* Ebene, also jenseits der konkreten Koordinationsmechanismen und Praktiken. So hat beispielsweise der Humankapital-Ansatz Gary S. Beckers einer realen Vermarktlichung der Bildung Vorschub geleistet, indem er Bildung als privates Gut definiert, welches in Form einer Ware konsumiert wird. Nach dieser Vorstellung investiert ein Individuum in Bildung, wenn es sich hiervon über den Lebenslauf hinweg einen die Kosten übersteigenden diskontierten Ertrag erwartet. Ich habe das an anderer Stelle als *ideelle Subsumtion* bezeichnet, als ‚freiwillige Unterwerfung unter den Vorrang einer marktlichen Koordination bzw. unter den Primat des Ökonomischen‘. Ideelle Subsumtion soll hier heißen, diese Denkweisen zu benutzen bleibt der Person oder der community nicht äußerlich. Es geht in ihre Identität ein, gewissermaßen ‚in Fleisch und Blut‘.

Die korrespondierende Vermarktlichung der Sprache begegnet uns überall, ebenfalls in drei Formen: (a) Verwendung ökonomischer Vokabeln in nicht oder nicht primär ökonomischen Kontexten; (b) Einführung neuer Vokabeln; und (c) Umdeutung von Vokabeln aus anderen Kontexten. Ein Beispiel der ersten Form ist Karriere des Begriffs ‚Kundenorientierung‘, selbst in Schulen, Kirchen und Kommunen. Ein weiteres ist die alltagssprachliche Rede vom „sich vermarkten“, „sich gut verkaufen“, sich ein „unique selling profile zulegen“, und so fort. Auf einer Konferenz meinte kürzlich jemand zu mir, ich hätte ein „ausgeprägtes USP“, ein unique selling profile. Gut, selbst falls es als Kompliment gemeint war - der Mann war Marketingprofessor und eine *déformation professionnelle* wäre plausibel. Aber man schärfe seine Aufmerksamkeit für die Verbreitung dieser Sprache in der Alltags- und der Arbeitswelt, einschließlich der Wissenschaft.

„Der Mensch als Marke“, lautet das Leitbild der Selbstbewirtschaftung bei Herbst (2002), und Prof. Ermut Geldmacher (sie heißt wirklich so!) betont die „Faszination – Gemeinsamkeiten zwischen Marken und Menschen“. Der auflagenstarke Managementautor Reinhard Sprenger (1999) stellt fest: „Jeder muss sich selbst als Wertpapier begreifen, als Ich-Aktie. Jeder muss in sich investieren, den Wert seiner ‚Ich-Aktie‘ steigern“. Das komplexe Verhältnis von Ökonomie und Moral ist für ihn ganz einfach, wie er an anderer Stelle am Beispiel des Vertrauens erklärt „Vertrauen ist weniger eine Moral als vielmehr ein ökonomisches Prinzip, das sich ‚rechnet‘“ (Sprenger 2003). „Die Arbeitnehmer sollen zu Unternehmern ihrer eigenen Existenz werden, die Verantwortung für ihre berufliche Entwicklung selber übernehmen“, sekundieren andere (Honegger 2001: 50), oder es solle sich gleich „Der ganze Mensch als Profit Center“ (Harmuth 1996) verstehen.

Zahlreiche Wortschöpfungen künden vom Aufkommen eines neuen Leitbilds der Selbstbewirtschaftung, einer *neuen Ökonomie des Selbst*. Allenthalben wird die Vision eines Hybridtypus von Wirtschaftsakteuren mit entsprechender Identität gefordert oder besorgt prognostiziert: Selbstangestellte, Arbeitskraftunternehmer, Ein-Mann-Unternehmen, unternehmerische Angestellte, Selbstunternehmer, Netzwerk-Entrepreneure, Selbst-GmbH und Ich-AG. Letztere wurde bekanntlich zum Titel eines arbeitsmarktpolitischen Programms in Deutschland, mit dem Arbeitslosen ein Anreiz zum Start in die Selbständigkeit gegeben werden sollte (zu deren Evaluation vgl. Baumgartner u.a. 2006).

Die „ökonomische Weltsicht“ schafft ferner neue Begriffe, wie *employability*. Für die kontinuierliche Herstellung und Vermarktbarkeit des eigenen Qualifikationsportfolios ist danach allein die Arbeitskraft selbst zuständig – es ist keine gesellschaftliche Aufgabe mehr. „Employability - Die Kunst der Selbstvermarktung“, so ein typischer Buchtitel. Und schließlich erfolgt eine ökonomische Umdeutung, Überformung oder Vereinseitigung von Begriffen aus anderen ideellen Kontexten, wie im Falle der „Selbstorganisation“ oder des „*empowerment*. Letzteres entstammt dem emanzipatorischen Diskurs sozialer Bewegungen<sup>15</sup>, steht heute aber vor allem für die Idee des sich selbst bewirtschaftenden, rationalisierenden, vermarktenden Subjekts im und außerhalb von Unternehmen. Dabei amalgamieren sich marktradikale Ideen einer vollständigen Abwälzung von Weiterbildung und sozialer Absicherung in die „Eigenverantwortung“ der (dann nicht mehr) betriebs- und sozialbürokratisch „Bevormundeten“, mit den Ideen humanistischer Kompetenzentwickler, die Subjekte zu mehr Selbstbestimmung „coachen“ wollen. Beides findet sich auch in den Erwartungen und Ängsten der Zwangsbefreiten. Das macht den Diskurs für Mißverständnisse höchst anfällig.

*Ökonomismus* ist, wenn ökonomisches Denken alle anderen Prämissen dominiert oder verdrängt. Als vereinseitigendes, alle sozialen und humanen Fragen auf ein formales Kalkül verkürzendes Denken ist er eine destruktive Kraft. Auch und gerade dort, wo er das Soziale und Humane will. Ein Lehrbeispiel hierfür ist das Werk von Rudolf Goldscheid (z.B. 1911), das heute im Zusammenhang mit der Humankapitaldebatte neu entdeckt wird (vgl. z.B. Bröckling 2003; Fritz, Mikl-Horke 2007). Goldscheid kämpft, friedens- und menschenrechtsbewegt sowie für Frauenemanzipation engagiert, gegen die „ungeheure Menschenvergeudung“ seiner Zeit, gegen die Vernutzung der Gesundheit und die Nichtentfaltung der Fähigkeiten in den Fabriken. Viele Jahrzehnte vor Schultz und Becker sollen seine „Menschenökonomie“ und „Entwicklungsökonomie“, die er selbst in einem „biologischen Utilitarismus“ verortet, den Kostenwert der Menschen (für Aufzucht, Ausbildung, Unterhalt) buchhalterisch genauestens ermitteln und den Humanertrag zu maximieren.<sup>16</sup> Im Mittelpunkt seiner Menschenökonomie steht

„die Frage, die Züchtung und Erziehung welches Typus Mensch sich entwicklungsökonomisch am besten rentiert“ (1911: 154). Er plädiert er für eine Investitionsperspektive: „... je sorgsamer gearbeitet ein Gegenstand ist, um so höheren Arbeitsaufwand erfordert seine Herstellung, desto leistungsfähiger und haltbarer ist er aber auch. Der teure, der solid gearbeitete Mensch offenbart ganz andere Qualitäten, als der billige Mensch. (ebd. 495). Und was den Einzelnen angeht, erweist sich Goldscheid ebenfalls als erstaunlich aktueller Vorläufer der Selbstökonomien 80 Jahre später: „Jeder einzelne muß sich immer wieder in betreff seiner ganzen Lebensweise die Frage vorlegen: Lebe ich im höchsten Maße entwicklungsökonomisch, suche ich mit den Energien, die in mir wirksam sind, die größten möglichen Entwicklungswerte zu schaffen; und auch bezüglich jeder einzelnen Handlung muß man sich stündlich von neuem fragen: Verwerte ich hier meine Lebenskraft, verwerte ich hier meine qualifizierte Arbeitskraft mit dem höchsten möglichen evolutionistischen Nutzeffekt.“ (1908: 202f)

---

<sup>15</sup> Er hat eine Wurzel hat es im *psychosozialen* Bereich (Gesundheitspsychologie, Gemeindepsychiatrie, Sozialarbeit). Hier richtet er sich gegen eine expertokratische Verwaltung und Fremdbestimmung der „Klienten“ sozialstaatlicher Institutionen (psychisch Kranke, Behinderte, Benachteiligte, ...), und auf die Förderung von Kompetenzen zur Selbstbestimmung. Im *politischen* Diskurs bezeichnet es von Professionals oder Deprivierten selbst ausgehende Bestrebungen politischer Partizipation (Minderheiten, Frauen, ...). Und im *ökonomischen* Diskurs stand es bislang für entwicklungspolitische Ansätze, die ökonomische Kompetenzentwicklung anstelle „abhängig machender“ Sozialtransfers anstreben.

<sup>16</sup> *Entwicklungsökonomie* definiert er dabei viel weiter als etwa Gary Becker die Bildungsökonomie: während letzterer als Entscheidungskriterium für Bildungsinvestitionen nur den über den Lebenslauf summierten Mehrertrag ansieht, geht es Goldscheid beim Mehrertrag um die Idee der allseits entwickelten Persönlichkeit, einschließlich deren größeren Nutzen für die Gesellschaft.



So vermischen sich in seinem Werk sich aufs Krudeste sozialbiologistische und ökonomistische Annahmen in einem ethisch motivierten Projekt, das unvermeidlich auf entsprechend inkonsistente Folgerungen und inhumane Mischungen von Selektion und Förderung, Eugenik und Bildung, Züchtung und Zuwendung hinauslaufen, wie Bröckling (2003) herausarbeitet.

Freilich, schon Werner Sombart hatte als Zeitgenosse Goldscheids die Verbreitung des berechnenden Geistes, der „Rechenhaftigkeit“, als Teil des „kapitalistischen Geistes“ im modernen Kapitalismus beschrieben. Goldscheid hätte er wohl - dessen Kapitalismuskritik ungeachtet - als typisches Exempel dieser Identitätsformatierung gesehen. Schon zuvor hatte Max Weber die „zweckrationale Lebensführung“ historisch als Fortsetzung der Protestantischen Ethik mit den Mitteln des Kapitalismus eingeordnet. Ausgehend von diesem modernisierungstheoretischen Hintergrund sowie von aktuellen Diagnosen fortschreitender Ökonomisierung und Individualisierung hat sich nun in größeren Teilen der kritischen sozialwissenschaftliche Diskussion eine Art *Subsumtionskonsens* eingestellt. Ähnlich wie die Kritische Theorie seit den 1930er Jahren (etwa Adorno mit der „Warenästhetik“ oder Marcuse mit dem „eindimensionalen Menschen“) führt man darauf einen Verfall des Sozialkapitals zurück (Putnam 2000), eine „Corrosion of Character“ (Sennett 1998) bzw. eine Erosion von Individualität jenseits der „Markenidentität“ und der Konsumgüter als Identitätsprothesen, und spricht vom Verschwinden oder gar vom „Tod des Subjekts“. Kein Biologismus also, Ablehnung des Ökonomismus zumal, und dennoch wenig Aussicht auf Selbstbestimmung und kreatives Handeln?

Kenneth Gergen etwa spricht vom „Tod des Selbst“ in der neuen Arbeitswelt „Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete, ‘one-style-for-all’ Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. ... Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen endlos, Optionen allüberall und die Zeit ist eine knappe Ware“ (2000: 104). Sennett’s „flexibler Mensch“ ist „... ein nachgiebiges Ich, eine Collage von Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet - das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen“ (1998: 182). Für Johano Strasser ist „Employability als Ziel eigenständiger Persönlichkeitsbildung ... die Benutzung des Emanzipationspathos der Moderne zum Zwecke radikalster Entfremdung. ... Nicht mehr die aktive Gestaltung des eigenen Lebens durch das Individuum gilt als Lebensideal, sondern die umfassende Selbstinstrumentalisierung für heteronome Zwecke, ...ein Leben im Passiv“ (2001: 42).

Daß die genannten Bedingungen und Strategien Entfremdungserfahrungen verursachen, die Menschen knechten und belasten, ihre Identität beschädigen und so fort, belegen mittlerweile viele empirische Studien. Die Frage ist nur, wie „restlos“ oder dominant dies geschieht, wo Menschen sich innerhalb und außerhalb solcher Bedingungen kreativ Freiräume verschaffen; und inwieweit sie sich für eine Veränderung der Bedingungen engagieren. Oder sollten die Menschen seit zweihundert Jahren *immer* rechenhafter, *immer* zweckrationaler und dabei *immer* instrumentalisierbarer werden? Und wann wäre dann der letzte Rest kreativer, sich totaler Verzweckung widersetzenden Subjektivität aufgebraucht – falls er es nicht schon ist?

Wenn man schon eine „Subsumtion“ des Arbeitslebens, der Identität und des Denkens in der postmodernen Arbeitswirklichkeit unter den Primat des Ökonomischen annimmt, so kann man diese meines Erachtens nur auf eine Weise verstehen und analysieren, nämlich als *erweiternde Subsumtion* (Moldaschl 2003b). Dieser Begriff soll deutlich machen: Es ist wenig plausibel, daß die wachsenden „Investitionen in das Humankapital“, die größere Aufmerksamkeit je Kind in immer kleineren Familien, die Ausdehnung der Bildungsphase, die höheren Anforderungen in der Arbeitswelt und so fort Subjekte erzeugen sollten, die „Markterfordernissen“ nur hilflos und kritiklos ausgesetzt wären. Entfaltende und entfremdende Momente durchkreuzen sich ständig

und inständig. Erweiterte Fähigkeiten werden „erschöpfend“ genutzt. Widerstände gegen industrielle Landwirtschaft oder Ausbeutungsglobalisierung werden in profitable Bioprodukte und Identitätswaren transformiert, etc. Man könnte daher auch von formierter oder entfremdender Entfaltung sprechen, oder von entfaltender Entfremdung. Freilich werden nicht alle gleich und zugleich entfaltet und entfremdet. Es gibt Modernisierungsgewinner und -verlierer, Vermarktlichungsgewinner und –verlierer, wobei nur Minderheiten eines allein sind. Jeder ihre eigene Dialektik. Zugestanden allerdings, daß die Minderheit der Arbeitslosen und der Niedriglöhner, also derer, die vor allem eingefaltet und womöglich durch die Medien besonders eingewickelt werden, nicht nur unerträglich groß geworden ist, sondern in der Tendenz bedrohlich weiter wächst.

Das, was ich komplementär *Subjektivierung* von Arbeit nenne und als Resultat der erweiternden Subsumtion ansehe, besteht darin, daß die Subjektivität der Arbeitenden (Bildung, Wissen und Können, Selbstorganisationsfähigkeiten, Beziehungen, etc.) in immer größerem Maß im Arbeitsprozeß aufgegriffen und genutzt, und dabei zugleich entfaltet und vernutzt wird. Dieser Prozeß ist unabgeschlossen und unabschließbar. Aber gestaltbar. Die Denkfigur, die ich damit vorschlage, ist die der kritischen *Relationierung von Möglichkeiten und Wirklichkeit*. Die enorme Produktivität unserer technologischen Zivilisation würde uns z.B. erlauben, viel größere Teile unserer Zeit in kulturelle, soziale, entfaltende, selbstbestimmte Tätigkeiten zu investieren, und als es uns die Verhältnisse in der gegenwärtigen Erwerbswirtschaft durchschnittlich gestatten. Von einer solchen Denkfigur war auch Goldscheid ausgegangen, vermutlich seinerseits fußend auf Marx' Denkfigur vom Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Oder Johan Galtung, an dessen Konzept „struktureller Gewalt“ Bröckling erinnert.

## Ein Fazit

Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.  
Friedrich Hölderlin

Wie steht es nun mit der Kreativität in unseren besprochenen antihumanistischen und asozialen Theorien? Manches von dem, was Hirnweltler aus ihrer Vermessung der zerebralen Weichware folgern, steht der Möglichkeit kreativer Leistungen nicht diametral entgegen. Nur ist es eben nicht „der Mensch“ oder das abendländische Subjekt, sondern sein Gehirn, welches als Ergebnis von Hinstromüberlagerungen unbeabsichtigt Neues generiert (Emergenz). Das scheint im Ergebnis vielleicht nicht weit entfernt von der Programmatik Andre Bretons und anderer Surrealisten, welche mit dem „automatischen Schreiben“ oder Malen die kreativen Potentiale des Unbewußten zur Geltung bringen wollten, indem sie die kreativitätsbehindernden Fesseln der internalisierten Zivilisation abschütteln. Ein Gott der Mensch, wenn er träumt ... Aber selbst wenn es nicht stimmen sollte, daß es nichts Richtiges im Falschen gibt, so tragen die Zitierten doch bislang rein gar nichts zur Erklärung und Förderung schöpferischer Leistungen bei. Anders als etwa – um nicht alle über einen Kamm zu scheren - der bislang nicht zitierte Manfred Spitzer.

Der Mensch der „ökonomischen Weltsicht“, der homo oeconomicus, ist allemal kein Unkreativer, sofern er irgendwo Gewinne wittert bzw. seinen persönlichen Nutzen mehren kann. Und seit die Ökonomik alles zum persönlichen Nutzen erklärt, was der Mensch tut (bzw. sein Handeln *prinzipiell* darauf zurückführt), kann er überall kreativ sein. Allerdings trägt auch der ökonomische Ansatz rein gar nichts zur Auf- und Erklärung schöpferischer Leistungen bei. Für eine Sozialwissenschaft, die keine anderen neben sich braucht, ist das betrüblich. Immerhin: Während sich die sozialwissenschaftliche Kritik an der quasi-Ontologie des homo oeconomicus verschärft, nähert sich der homo laborans diesem Modell praktisch an, je bruchloser er die Dominanz des

ökonomischen Kalküls in den verschiedenen Lebenswelten erfährt. Eine selbsterfüllende Prophezeiung ...

Ein wenig mangelt es aber auch der Kritik am Ökonomismus an Phantasie. Von den zwei großen Möglichkeiten, ihm zu begegnen, wird bislang eine stark favorisiert. Nämlich die, den Vertretern einer solchen Ökonomie das Feld überlassen und ihnen das „ganz Andere“ entgegenzuhalten. Etwa das andere Menschenbild mit folgenden Koordinaten: „... truth-telling, Kantian categorical imperative, altruism, communitarian feeling, internalized or approved good citizenship, imitation, helping behavior, ... general reciprocity, etc.“ (Kolm 1987: 1050).

Was leider seltener geschieht ist, den „reinen Ökonomen“ den Begriff des Ökonomischen streitig zu machen und seinen Bereich wieder zu erweitern. Das klingt paradox oder homöopathisch (Gleiches mit Gleichem bekämpfen). Doch die Grenzüberschreitungen, mit denen sich die „ökonomische Weltsicht“ Aussagen zu jedem Bereich des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens erlaubt, erfordern wissenschaftshygienisch genau das. Was bedeutet dann ‚wieder erweitern‘? Nun, es bezieht sich auf die Wiedereingliederung dessen, was bei Adam Smith noch die Moralphilosophie als „zweite Hälfte“ der Nationalökonomie als einer Wissenschaft von der guten Gesellschaft bzw. von der Wohlfahrt der Nation war (vgl. dazu etwa Mayer-Fajé, Ulrich 1991; Bürgin 1993; Manstetten 2000; Biesecker, Hofmeister 2006). Diese wiederum müßte an drei Prämissen der „reinen Ökonomik“ ansetzen.

Erstens am ahistorischen und asozialen Menschenbild, für dessen empirische Falsifikationen sich die Ökonomik (außerhalb der experimentellen) nicht interessiert, da sie ja stets das „gesetzt daß“-Argument parat hat. Mit anderen Worten: Bedarf besteht an einer ökonomischen Sozialwissenschaft, die *das Menschliche* nicht hypostasiert, sondern wissenschaftlich analysiert, empirisch und auf der Grundlage eines kulturhistorischen Paradigmas (bzw. eines „methodologischen Kulturalismus“, Gruchy; 1987: 250). Das grenzt schon einmal die „new political economy“ und die public choice theory aus, welche die Begründung der Moral und des Staates allein aus der individuellen Rationalwahl des homo oeconomicus ableiten wollen. Zweitens müßte sie ansetzen an der prinzipiellen Unterstellung der in der Bilanz stets positiven *externen Effekte* individueller Interessenverfolgung. Auch in diesem Punkt beruft man sich vereinseitigend und verzerrend auf den „Gründervater“ Adam Smith (vgl. Manstetten 2000: 221ff). Die „externen Effekte“ aber, die „social costs of private enterprise“, wie William Kapp das genannt hatte, sind in einer ebenso entgrenzten wie höchst interdependenten Weltgesellschaft zum fundamentalen Problem geworden. Und drittens dürfte sie nicht vom *Markt* als unhinterfragten und letzten Referenzpunkt der Theoriebildung ausgehen, sondern müßte alle gesellschaftlichen Koordinationsmechanismen unvoreingenommen auf ihre jeweiligen produktiven und distributiven (die Verteilungsgerechtigkeit betreffenden) Wirkungen hin überprüfen.

Von der *interdisziplinären Verständigungsarbeit*, auf die Heinrich Schmidinger setzt und die er mit Kollegen in dieser Reihe organisiert, erwarte ich daher vor allem dann etwas, wenn sich über die Disziplinen hinweg diejenigen ihrer Teile zusammenfinden, die dem biologistischen und dem ökonomistischen Paradigma etwas Koordiniertes entgegensetzen wollen.

## Literatur

- Assheuer, T. (2005): Hartz IV in der Synapse. ZEIT 31.03.2005, Nr.14.
- Barber, B. (1984): Strong Democracy. Berkeley, CA: Univ. of California Press. (dt.: Starke Demokratie. Hamburg: Rotbuch 1994).
- Baumgartner, H.J.; Caliendo, M.; Steiner, V. (2006): Existenzgründungsförderung für Arbeitslose: Erste Evaluationsergebnisse für Deutschland. In: DIW Vierteljahrsheft 3, S. 32-48.
- Baurmann, M. (1996). Kann homo oeconomicus tugendhaft sein? In: Homo Oeconomicus, Bd. VIII. München: Adecco, S. 1-24.
- Becker, G.S. (1982): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Biesecker, A.; Hofmeister, S. (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung. München: Oekom.
- Brennan, G; Buchanan, J.M. (1993): Die Begründung von Regeln. Konstitutionelle Politische Ökonomie. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Bröckling, U. (2003): Menschenökonomie, Humankapital. Eine Kritik der biopolitischen Ökonomie, in: Mittelweg 36, Heft 3, S. 3-22.
- Brödner, P. (1997): Der überlistete Odysseus: über das zerrüttete Verhältnis von Menschen und Maschinen. Berlin: Edition Sigma.
- Bürgin, A. (1993): Zur Soziogenese der Politischen Ökonomie. Wirtschaftsgeschichtliche und dogmenhistorische Betrachtungen. Marburg: Metropolis.
- Dahrendorf, R. (1965): Homo Sociologicus. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Detel, W. (2004): Forschungen über Hirn und Geist. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52 (6), 891-920.
- Fleck, L. (1994): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994 (3. Aufl., Orig. 1935).
- Frey, B. (1990): Ökonomie ist Sozialwissenschaft. Die Anwendung der Ökonomie auf neue Gebiete, München: Vahlen.
- Fritz, W.; Mikl-Horke, G. (2007): Rudolf Goldscheid – Finanzsoziologie und ethische Sozialwissenschaft. Münster: LIT.
- Geldmacher, E. (2002): Faszination – Gemeinsamkeiten zwischen Marken und Menschen. In: D. Herbst (Hrsg.): Der Mensch als Marke. Göttingen: Business Village, S. 19-24.
- Gergen, K.J. (2000): The self: death by technology. In: D. Fee (Ed.): Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience. London: Sage, S. 100-115.
- Glaserfeld, E.v. (1993): Nicht bekehrt, aber geläutert. In: Soziologische Revue, 16, 3, 288–290. (auch zum download unter: <http://www.univie.ac.at/constructivism/EvG/papers/150.pdf>).
- Goldscheid, R. (1908): Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Leipzig: Klinkhardt.
- Goldscheid, R. (1911): Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie. Leipzig: Klinkhardt.
- Gruchy, A.G. (1987): The Reconstruction of Economics. New York et al.: Greenwood Press.
- Gutenberg, E. (1983/1984): Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre (3 Bände). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Habermas, J. (2004): Freiheit und Determinismus. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52 (6), S. 871-890.
- Harmuth, W. (1996): Working smarter. Leistungspotentiale ausschöpfen - intelligenter arbeiten, führen, managen. Stuttgart: SchäfferPoeschl.
- Hedtke, R. (2001): Konsum und Ökonomik. Grundlagen, Kritik und Perspektiven. Konstanz: UVK.
- Herbst, D. (Hrsg.) (2002): Der Mensch als Marke. Göttingen: Business Village
- Honegger, J. (2001): Employability statt Jobsicherheit. In: Personalwirtschaft 6, S. 50-54.
- Kant, I. (1995): Metaphysik der Sitten. Frankfurt/M. Suhrkamp.
- Kolm, S.C. (1987): Public Economics. In: The New Palgrave, Vol. 3, S. 1047-1053.
- Kuhlmann, A. (2004): Menschen im Begabungstest. Mutmaßungen über Hirnforschung als soziale Praxis. In: WestEnd, Jg. 1, Heft 1, S. 143-153.
- Kuhn, Th.S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Libet, B.; Wright, E.W.; Gleason, C.A. (1982): Readiness-potentials preceding unrestricted 'spontaneous' vs. pre-planned voluntary acts. Electroencephalography and Clinical Neurophysiology 54, S. 322-335.

- Maier, W.; Helmchen, H.; Sass, H. (2005): Hirnforschung und Menschenbild im 21. Jahrhundert. In: *Nervenarzt*, 76, S. 543.
- Manstetten, R. (2000): *Das Menschenbild der Ökonomie. Der homo oeconomicus und die Anthropologie von Adam Smith*. Freiburg, München: Karl Alber Verlag.
- Marshall, T.H. (1950): *Citizenship and Social Class*. Cambridge: University Press (dt.: *Bürgerrechte und soziale Klassen*. Frankfurt, New York: Campus 1992).
- Meyer-Faje, A.; Ulrich, P. (Hrsg.)(1991): *Der andere Adam Smith. Beiträge zur Neubestimmung von Ökonomie als Politischer Ökonomie*. Bern u.a.: Haupt.
- Mittelstraß, J. (1996): *Die Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Moldaschl, M. (1998): Internalisierung des Marktes. In: SOFI u.a. (Hrsg.): *Moderne Dienstleistungswelten*. Berlin: Edition Sigma, S.197-250.
- Moldaschl, M. (2002): Ökonomien des Selbst. Subjektivität in der Unternehmergeellschaft. In: J. Klages, S. Timpf (Hrsg.): *Facetten einer Cyberwelt*. Hamburg: VSA
- Moldaschl, M.; Voß, G.G. (Hrsg.) (2003): *Subjektivierung von Arbeit (2. Aufl.)*. München, Mering: Hampp.
- Moldaschl, M. (2003a): Foucaults Brille. Eine Möglichkeit, die Subjektivierung von Arbeit zu verstehen? In: M. Moldaschl; G.G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*. München, Mering: Hampp, S. 149-192.
- Moldaschl, M. (2003b): Subjektivierung - Eine neue Stufe in der Entwicklung der Arbeitswissenschaften? In: M. Moldaschl; G.G. Voß (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*. München, Mering: Hampp S. 25-56.
- Nüse, R.; Groeben, N.; Freitag, B.; Schreier, M. (1995): *Über die Erfindung/en des Radikalen Konstruktivismus. Kritische Gegenargumente aus psychologischer Sicht, (2. Aufl.)*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Oswalt, W. (1997): Die liberale Revolution. In: G. Iben (1997) (Hrsg.): *Demokratie und Ethik wohin?* In: Münster: LIT-Verlag, S. 167-215.
- Planck, M. (1958): *Scheinprobleme der Wissenschaft*. 5. Aufl. Barth: Leipzig.
- Prisching, M. (2002): Vermarktlichung – ein Aspekt des Wandels von Koordinationsmechanismen. In: *Jahrbuch Ökonomie und Gesellschaft: Alles käuflich?* Marburg: Metropolis, S. 15-38.
- Putnam, R.D. (2000): *Bowling Alone: Civic Disengagement in America*. NY: Simon & Schuster.
- Roth, G. (1972) *Gramscis Philosophie der Praxis*. Düsseldorf: Patmos.
- Roth, G. (1996). *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Roth, G. (2001). *Fühlen, Denken, Handeln. Die neurobiologischen Grundlagen des menschlichen Verhaltens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmidt, S.J. (Hrsg.) (1987): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sennett, R. (1998): *The Corrosion of Character*. New York: W.W. Norton.
- Shaw, R., Turvey, M.; Mace, W. (1982): Ecology psychology: The consequence of a commitment to realism. In Weimer, W.B.; Palermo, D.S. (eds.): *Cognition and the Symbolic Processes II*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Singer, W. (2002): *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung (6. Aufl.)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Singer, W. (2003): *Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung (4. Aufl.)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Singer, W. (2004): Selbsterfahrung und neurobiologische Fremdbeschreibung. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 52 (2), 235-255.
- Singer, W.; Prinz, W. (2005): Wer deutet das Denken? Ein Streitgespräch. DIE ZEIT 14.07.2005 Nr.29, [http://www.zeit.de/2005/29/N-Singer\\_2fPrinz](http://www.zeit.de/2005/29/N-Singer_2fPrinz) [download 17.12.2006]
- Sprenger, R.K. (2003): *Vertrauen als Führungsinstrument*. In: *Campus Management*, Bd. 1. Frankfurt/New York: Campus.
- Staehele, W.H. (1975): Die Stellung des Menschen in neueren betriebswirtschaftlichen Theoriesystemen, in: *Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung*, 27; S. 713-724.
- Strasser, J. (2001). *Leben oder Überleben. Wider die Zurichtung des Menschen auf ein Element des Marktes*. Zürich, München: Pendo.
- Velden, M. (2005): *Biologismus - Folge einer Illusion*. Göttingen: V&R unipress.
- Volpert, W. (2006). *Handeln-Können - Der Blick auf die individuelle Kompetenz*. In M. Heinrich & U. Greiner (Hrsg.): *Schauen, was rauskommt. Kompetenzförderung, Evaluation und Systemsteuerung im Bildungswesen* Münster, Wien: LIT Verlag, S. 163-179.